

Der Bruder des Kaisers also todt und auf so blutige Weise! Das mußte natürlich das gesammte preiswürdige Mittelalter in Harnisch und auf die Beine bringen. Und das ist es eben, worin uns Herr von Stengel zu versehen sucht. Unter einem fortbauenden Gewirr von Rache, Arglist, Verrath, Gift und Dolchen winden wir unbewaffneten Leser uns glücklich genug hindurch. Die Jammerlaute aus den Folterkammern und die Flüche der mit zerschlagenen Armen und Beinen auf die Räder der Hochgerichte lebendig Geflochtenen begleiten uns, so daß wir erst wieder frei aufathmen, wenn die letzte Zeile des zweiten Bandes verkündigt, daß das berühmte Geschlecht der Bähringer erloschen ist und die mittelalterlichen Recreationen uns für diesmal erlassen sind.

Es wird indessen der Leser genug geben, die in dem Frösteln, das uns Menschen bei unheimlichen Ereignissen gewöhnlich anwandelt, ein besonderes Vergnügen finden, und daher aus dem wenig tröstlichen Ganzen die davon gehoffte Unterhaltung wirklich herausgefunden haben. Manche glauben wohl auch dem Herrn Verfasser für die Gewissenhaftigkeit, mit der er seinen guten Willen der Wahrheit treu zu bleiben, durch viele geschichtliche Citate zu documentiren strebt, großen Dank schuldig zu seyn.

Bei'm Worte Gewissenhaftigkeit fällt uns übrigens eine grundfalsche ein, von der er die ehrenveste Wiltrudis hätte curiren sollen. Die wackere Frau schleppt sich nämlich mit dem immer wieder von Neuem aufwachenden Skrupel, daß sie den zu Rettung ihrer Ehre geführten Dolch, statt in des Herzogs Brust, nicht lieber in die eigene senkte, bis zu Seite 19 des zweiten Theils herum. Da es, wie sie gezeigt hat, in ihrer Macht stand, das gegen sie gerichtete Verbrechen durch den Tod des Verbrechers zu verhüten, so würde sie ja, hätte sie, die Schuldlose, den Selbstmord vorgezogen, selbst ein wahrhaft himmelschreiendes Verbrechen an dem sie liebenden Gatten begangen haben! Hätte Herr v. St. die verständige Frau, bald nach der von ihr vollbrachten glorreichen That, hierauf aufmerksam gemacht, so wären ihr dadurch viel „qualvolle Gewissensbisse“ erspart worden, die sich erst Theil 2, Seite 22 endlich „von selbst verlieren.“

Das Pfarrhaus zu Nardal, eine norwegische
Novelle von Gustav vom See. Krolsen, Speyer'sche Buchhandlung 1842.

Es ist ein uraltes Uebel im wirklichen Leben, wie in der Romanwelt, daß das Herz des treuesten Bräutigams, bisweilen auf dem unschuldigsten Wege, in das Gebiet der Untreue hineingeräth. Aber die endlosen Variationen des uralten Thema's führen diesem nicht selten den Reiz der Neuheit zurück. Und hiervon legt das Pfarrhaus zu Nardal einen recht klaren Beweis ab. Unter der Hand des so verständigen als gefühlvollen Verfassers hat der vielbehandelte Stoff eine höchst anziehende Form gewonnen. Mit wenig Linien aber tüchtig gezeichnete Charactere und eine, bei aller Einfachheit doch wohlverschlungene Handlung, verbunden mit geschickter Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten der Gegend und der Sitten ihrer Bewohner, das Alles giebt dem Bilde eine recht erquickende Lebensfrische. Das gefällig abgerundete Ganze endet um so befriedigender, da aus den im Laufe der Geschichte als unlösbar erscheinenden Mißlauten zuletzt doch die freundlichsten Accorde hervorgehen. Referent glaubt, das so gutgeschriebene, als von der Verlagshandlung ausgestattete Buch besonders den feingebildeten Frauen und Jungfrauen empfehlen zu dürfen. Denn so pikant auch die Schilderungen in demselben sind, so wenig werden sie doch, sogar der strengsten Sittlichkeit, einigen Anstoß herbeiführen.

Die Aufgabe des Jahrhunderts. Eine Festrede zur Einweihung des Bonifacius-Denkmals in Fulda. Von H. König. Leipzig, bei Einhorn 1842.

Mit rhetorischem Schmucke reich angethan, bemüht sich diese Rede, uns die große Verschiedenheit der Aufgaben des Jahrhunderts, in welchem Bonifacius einst durch Einführung des Christenthums, dem Leben eine neue Gestalt ertheilte und des unsrigen, auseinander zu setzen. Möge das Seite 53 Eröffnete dem Leser im Voraus einen Fingerzeig darauf gewähren: „Einst machte die weltverschmähet Kirche aus dem Beten eine Arbeit, jetzt sucht das Leben aus dem Arbeiten sein Gebet zu machen. — Siehe, das ist die große Aufgabe und darum die große Unruhe unserer Zeit! Wir fühlen erst nur noch die Last der Arbeit, nicht ihre Befeligung und suchen noch für all diese strebsamen Richtungen der christlichen Freiheit die innere Weihe des Ewigen, die uns in der christlichen Liebe kommen wird.“